

Peter Jakob / Maria Borcsa / Jan Olthof /  
Arist von Schlippe (Hg.)

# *Narrative Praxis*

Ein Handbuch für Beratung,  
Therapie und Coaching



V&R





Peter Jakob / Maria Borcsa / Jan Olthof /  
Arist von Schlippe (Hg.)

# *Narrative Praxis*

Ein Handbuch für Beratung,  
Therapie und Coaching

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit zwölf Abbildungen und vier Tabellen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2022 Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen,  
ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;  
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;  
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)  
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotel,  
Brill Schönigh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau,  
V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen  
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: [shutterstock.com/fran\\_kie](https://www.shutterstock.com/fran_kie)

Die Beiträge von David Epston, Jan Olthof und Peter Jakob, Dan Wulff et al.,  
Peter Rober, Jim Wilson (Wie man Bilder für therapeutische Geschichten mit  
Kindern findet), Rudi Dallos und Arlene Vetere, Kaethe Weingarten et al. sowie  
Afiya Mangum Mbilishaka wurden von Astrid Hildenbrand aus dem Englischen  
übersetzt.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISBN 978-3-647-40793-7

# Inhalt

Vorwort der Herausgebenden .....	9
Ein Brief von David Epston .....	12

## Teil 1 Zugänge zu narrativen Landschaften

*Jan Olthof und Peter Jakob*

Die Bedeutung nomadischer Theorie für die Entwicklung neuer Praxis- formen narrativer Therapie – ein Dialog .....	24
--	----

*Jürgen Straub*

Vom Leben erzählen: Warum und wozu diese ganzen Geschichten? .....	41
--	----

*Tom Levold*

Sprechen und Erzählen: Für eine Erweiterung der narrativen Perspektive in der systemischen Therapie .....	73
--	----

*Heidrun Schulze*

Eine Reise zu machtkritischen Denkkorten und Denklandschaften narrativer Praxis .....	90
--	----

*Dietmar J. Wetzel*

Kontexte des Familiengedächtnisses – Aspekte, Funktionen und Formen des Erinnerns und des Vergessens .....	105
---	-----

*Arist von Schlippe*

Erzählen schafft Erinnerung. Die Verkörperung und transgenerationale Bedeutung von Geschichten in Familien .....	120
---	-----

*Gabriele Lucius-Hoene und Carl Eduard Scheidt*

Narrative Forschungszugänge .....	135
-----------------------------------	-----

## Teil 2 Narrative Praxis als methodischer Prozess

*Jan Müller*

Narrative Praxis: Was geschieht im Gespräch? .....	150
--	-----

*Jan Olthof*

Das nomadische Team: Zusammenarbeit in der narrativen Psychotherapie	165
--	-----

<i>Dan Wulff, Sally St. George, Dan Dulberger und Monica Sesma</i> Unmöglichkeit ergründen: Das »Unmögliche-Fälle«-Projekt .....	183
<i>Heidrun Schulze</i> Narrative Praxis als Dissens: Dekolonisierung epistemischer Wissensordnung gegenüber Kindern .....	197
<i>Elisabeth Christa Markert und Thomas Schollas</i> Perspektiven systemischer Biografiearbeit .....	210
<i>Michael Müller</i> Narratives Arbeiten in Organisationsentwicklung und Coaching .....	222
<i>Peter Rober</i> Nicht erzählte Geschichten in der Therapie .....	238
<b>Teil 3 Kontexte und Settings narrativer Praxis</b>	
<i>Jim Wilson</i> Woran erkennt man, ob ein Goldfisch weint? Betrachtungen über das Geschichtenerzählen in der Therapie .....	256
<i>Jim Wilson</i> Wie man Bilder für therapeutische Geschichten mit Kindern findet .....	261
<i>Jasmina Sermijn</i> Paare einladen, ihre Beziehungsgeschichte zu bereichern. Narrative Impulse für die Paartherapie .....	270
<i>Thomas Friedrich-Hett, Simon Forstmeier und Meinolf Peters</i> Narrative Beratung und Therapie mit Älteren – Perspektiven aus systemischer, verhaltenstherapeutischer und psychodynamischer Sicht .....	285
<i>Mathias Klasen und Claudia Schiffmann</i> Aufsuchende Familientherapie in der Jugendhilfe: Ein narrativer Ansatz ....	299
<i>Thomas Klatetzki</i> Narrative Praktiken in sozialen personenbezogenen Dienstleistungs- organisationen .....	312
<i>Gerhard Walter</i> Grundzüge einer narrativen Konzeption und therapeutischen Praxis in psychiatrischen Einrichtungen: Stationärer Aufenthalt als Übergang .....	328

<i>Heiko Kleve, Britta Boyd, Tobias Köllner und Tom Rösen</i> Überlebensgeschichten im transgenerationalen Unternehmertum: Narrative und Narrationen in Familienunternehmen und Unternehmerfamilien . . . . .	347
---	-----

#### **Teil 4 Kreuzungen: Die Pluralität narrativer Praxis**

<i>Rudi Dallos und Arlene Vetere</i> Bindungsorientierte narrative Therapie . . . . .	360
<i>Sabine Trautmann-Voigt</i> Narrative, körpersprachliche Kommunikation und Embodiment . . . . .	379
<i>Brigitte Boothe</i> Psychisches Leben und die narrative Selbstmitteilung . . . . .	395

#### **Teil 5 Politische Dimensionen narrativer Praxis**

<i>Kaethe Weingarten, Alma R. Galván-Durán, Sol D'Urso und Deliana Garcia</i> Das Witness to Witness Program: Hilfe für Helferinnen im Kontext der COVID-19-Pandemie . . . . .	410
<i>Afiya Mangum Mbilishaka</i> Black Lives (and Stories) Matter: Ethnisch narrative Therapie in Frisierstuben und Schönheitssalons . . . . .	432
<i>Peter Jakob und Sarah</i> Therapie der Gewaltfreiheit: Vom Opfernarrativ zur Widerstandsgeschichte . . . . .	449
<i>Julia Hille, Katarzyna Gdowska, Milena Kansy und Maria Borcsa</i> »Ja, denn ich lebe generell schon jetzt ein sesshaftes Leben«: Ambiguität(en) in Erzählungen von Familien mit einer Vertreibungsgeschichte . . . . .	466

#### **Ein Aufruf**

<i>Chimamanda Ngozi Adichie</i> Die Gefahr einer einzigen Geschichte . . . . .	482
Autorinnen und Autoren . . . . .	484
Register . . . . .	491





## Vorwort der Herausgebenden

Seit Wilhelm Schapp 1953 sein Buch »In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding« veröffentlichte, haben narrative Theorie und narrative Praxis sich vielfältig und in sehr verschiedenen Arbeitsfeldern entwickelt. Diese Vielfalt möchten wir in diesem Band wiedergeben.

Der Ausgangspunkt narrativer Praxis ist die Vorstellung, dass eine Person spezifische Narrative für sich nutzt und dass diese in die verschiedenen sozialen Systemkontexte eingebettet sind, innerhalb derer sich die Person bewegt. Diese Narrative können sich einschränkend oder ermöglichend in Hinblick auf die Erfahrungsmöglichkeiten und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen einer Person auswirken. Dies scheint uns auch heute noch grundlegend für jedwede Praxis zu sein, die sich auf narrative Theorie beruft.

Die bekannteste Umsetzung ist dabei wohl die »Narrative Therapie« geworden. Sie hat sich als therapeutische Tradition mit ganz eigenen Akzentsetzungen entwickelt; einen besonderen Platz hat sie dabei in der systemischen Therapie gewonnen. Wir sehen Narrative Therapie und weitergehend narrative Praxis jedoch weniger als Ansatz mit einer eigenständigen therapeutischen Sprache, sondern eher als einen ausgeprägten »Dialekt« im Rahmen verschiedener Therapieformen, die sich – schulenübergreifend – der gemeinsamen Arbeit an neuen Wirklichkeitskonstruktionen verpflichtet fühlen.

Wenn wir über narrative Praxis sprechen, kommen wir an der grundlegenden Arbeit von Michael White und David Epston nicht vorbei (z. B. 2013). Sie entwickelten auf kreative Weise eine Methodik, die auf Veränderung von Narrativen der Person in ihrer sozialen Eingebundenheit abzielt. Der Kommunikationsrahmen für diese Veränderung von Geschichten umfasste zunächst die Dyade zwischen Therapeutin und Klientin oder das System Therapeut und Familie, erweiterte sich jedoch im Laufe der Zeit auch auf bestimmte Gemeinschaften, denen die Person angehört oder deren Perspektiven zur Person sie verinnerlicht hat. Gerade der letztere Aspekt – dass der therapeutische Bezugsrahmen auch Gemeinschaften umfasst – gewinnt aus unserer Sicht zunehmend an Bedeutung.

Narrative Therapie kann durch ihre besonderen Perspektiven einen wichtigen Beitrag zur schulenübergreifenden Bereicherung des therapeutischen Repertoires und Verständnisses beitragen. Besonders relevant scheint uns in dieser Hinsicht die Auseinandersetzung der narrativen Ansätze mit einschrän-

kenden Machtbeziehungen – etwa die oft zur Pathologisierung führende Definitionsmacht von Fachkräften gegenüber ratsuchenden Menschen – sowie ihre Einbeziehung sozialpolitischer Kontexte und das Infragestellen dominanter gesellschaftlicher Diskurse zu sein. Diese können sich problematisch auf die psychische Befindlichkeit von Ratsuchenden auswirken.

Foucault (2012) zufolge sind Machtbeziehungen durch die Frage determiniert, wem Gesprächserlaubnis erteilt wird und was jeweils als psychisch gesund und was als abweichend betrachtet wird. Die Bateson'sche Auffassung, derzufolge menschliche Sinnerzeugung immer in Bezug auf einen spezifischen Kontext geschieht (1981), weisen für die narrative Praxis einen Weg aus dieser Exklusion: Unterschiedliche Kontexte bringen unterschiedliche Stimmen und unterschiedliche Perspektiven hervor. In der Verantwortung und Befähigung der Beraterin liegt es, dafür Gesprächsräume zu schaffen. Im Gegensatz zu Praxen, welche sich *nur eines* zentralen Narrativs bedienen, etwa einer psychopathologischen Beschreibung des Klienten, werden hier Unterschiede nicht nur zugelassen, sondern begrüßt. Eine so verstandene horizontale, nichthierarchische Sichtweise, in der vielfältige Beschreibungen und Bedeutungsgebungen zugelassen sind, ermöglicht neue Geschichten. Narrative Praxis wird nomadisch im Sinne von Deleuze (z. B. Deleuze u. Guattari, 1992), indem sie sich prozesshaft innerhalb von und um Bedeutungsgebung herum bewegt, Geschichten auf vielstimmige Weise erzählt, immer neue assoziative Verknüpfungen zulässt und damit neue Formen des Verständnisses lebensweltlicher Zusammenhänge hervorbringt.

Narrative Praxis ist im weitesten Sinne textbezogen. Der Therapieprozess, der sich nicht nur an der verbalen, sondern auch stark an nonverbalen Kommunikationsebenen orientiert, folgt der Sprache der Ratsuchenden, nicht etwa einem therapeutischen Lexikon. Es findet keine einseitige Textanalyse statt; vielmehr kommt es zu einem bedeutungsstiftenden Dialog. Damit bewegt sich die Therapie in einer sich immer wieder neu entfaltenden Welt, in der die Ko-Konstruktionen von Klientin und Therapeutin neue Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten entstehen lassen. Das therapeutische Wissen ist Prozesswissen, nicht einseitiges Expertenwissen gegenüber der psychischen Befindlichkeit des anderen. Damit hat der Klient sozusagen das letzte Wort in der Interpretation und Bedeutungsgebung der Welt, die durch das entstehende, sich im Fluss befindliche Narrativ beschrieben wird.

Da sie sich auf konstruktionistischem Boden bewegt, baut die narrative Praxis nicht nur auf naturwissenschaftlichem und sozialwissenschaftlichem Verständnis auf, sondern greift Denkanstöße aus ganz verschiedenen Disziplinen und Künsten auf: Film, Theater, Philosophie, Sprachwissenschaft und viele andere werden zu »Hilfsdisziplinen«, indem sie den Beobachtungsrahmen, innerhalb dessen

sich die Wahrnehmung der Gesprächspartnerinnen bewegt, sanft oder radikal verschieben und etablierte Sichtweisen und etabliertes »Wissen« infrage stellen.

Der Band ist von seiner Konzeption her weit gefasst. Er richtet sich nicht ausschließlich an therapeutische Tätige, sondern soll auch Fachkräfte ansprechen, die im Bereich von Beratung, Coaching und psychosozialer Praxis mit Menschen zu tun haben, die sich mit den Begrenzungen auseinandersetzen, die die »dominanten Erzählungen« für ihre persönlichen und professionellen Lebenswirklichkeiten bedeuten.

Von den Grundlagen narrativer Praxis ausgehend, behandelt dieses Buch methodische Prozesse narrativen Arbeitens, seine Kontexte und Settings, aber auch die Pluralität von Arbeitsweisen, die sich dem narrativen Verständnis verpflichtet fühlen. Gerade diese Pluralität führt unseres Erachtens zu Synergien, welche die Wirkung unserer Interventionen vergrößern helfen und unser Verständnis der Bedeutung der Erzählform und -struktur in ihrer Verwobenheit mit unseren Lebensweisen vertiefen.

Die Behandlung all dieser Aspekte narrativen Arbeitens macht schließlich eine eingehende Betrachtung der politischen Dimensionen therapeutischer, psychosozialer, pädagogischer und organisationsbezogener Arbeit unerlässlich. So schließt sich der Bogen zur unsprünghchen Betrachtungsweise von White und Epston, in deren Zentrum die Infragestellung schädlicher zwischenmenschlicher Machtbeziehungen steht. Sie formulierten Narrative Therapie, ganz im Sinne Foucaults, als Gegenströmung zur »kolonisierenden« Praxis etablierter Therapie- und Beratungsansätze. Es ist daher passend, dass David Epston unseren Band mit einer Betrachtung einleitet, wie selbst Narrative Therapie Gefahr läuft zu kolonisieren und wie dem Abhilfe geschaffen werden kann.

Wir wünschen allen Lesenden eine bereichernde, inspirierende, mitunter aufregende und belebende Reise durch die vielen repräsentierten Gebiete der Erzählung menschlicher Existenz und menschlichen Werdens.

## Literatur

- Bateson, G. (1981). *Ökologie des Geistes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Deleuze, G., Guattari, F. (1992). *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*. Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, M. (2012). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Schapp, W. (2004). *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding* (4. Aufl.; Erstaufl. 1953 bei Richard Meiner, Hamburg). Frankfurt a. M.: Seminar Klostermann.
- White, M., Epston D. (2013). *Die Zähmung der Monster. Der narrative Ansatz in der Familientherapie* (7. Aufl.). Heidelberg: Carl-Auer.

## Ein Brief von David Epston

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit Freude erinnere ich mich an eine Art Offenbarung, die mir im Alter von 17 Jahren zuteilwurde. Ich erinnere mich so intensiv daran, dass es mir vorkommt, als ob ich sie im Augenblick des Zurückdenkens noch einmal erlebe. Meine Schulabschlussprüfungen standen gerade vor der Tür, und nie zuvor hatte ich so fleißig gelernt. An welcher Universität man zugelassen wurde, hing von den Schulnoten ab. Dieser Umstand hatte bestimmt sehr viel mit meiner Offenbarung zu tun.

In der Schule hatte ich fünf Jahre Französisch und vier Jahre Latein gehabt. Es bereitete mir großes Vergnügen, Texte aus beiden Sprachen ins Englische zu übersetzen und mich davon mitreißen zu lassen. Ich erinnere mich an ein folgenreiches Erlebnis: Als ich eine Kurzgeschichte von Guy de Maupassant übersetzte, schrie ich zu meiner eigenen Überraschung laut heraus: »Du hast einen französischen Geist! Du hast einen französischen Geist!« Doch da war niemand, dem ich mich hätte mitteilen können und der vielleicht verstanden hätte, was ich damit meinte. Ich war besorgt, dass meine Eltern über meinen geistigen Zustand beunruhigt sein könnten, wenn ich laut schreiend herumlief. Und später wurde mir allmählich klar, was meine Äußerungen bedeuteten und welche Signifikanz diese Offenbarung für mich hatte.

Nur einige Wochen danach erlebte ich eine ähnliche Offenbarung, als ich Julius Caesars »De bello Gallico« (Bericht über den Gallischen Krieg) aus dem Lateinischen ins Englische übersetzte. Und wieder glaubte ich, auch einen lateinischen Geist zu haben. Ich hielt mich für jemanden mit einem dreifachen Geist, behielt das aber klugerweise für mich. Doch von da an war ich überzeugt, dass jede Sprache, die natürlich eine in Wörtern codierte Kultur ist, einen »eigenen Geist« besitzt.

Da ich inzwischen etwas belesener bin, kann ich meine Schlussfolgerung aus meinem jugendlichen Enthusiasmus untermauern. Der französische Philosoph der Imagination, Gaston Bachelard, schrieb: »Manchmal denken unsere Worte für uns« (Bachelard, 1960). Oder um mit Émil Cioran zu sprechen: »Wir wohnen nicht in einem Land, sondern in einer Sprache« (Cioran, 2019).

Zu meinem Bedauern habe ich es in meinem Leben nie geschafft, wirklich zweisprachig zu werden. Lediglich als »Gefährte« auf einer intellektuellen und politischen Reise, die meine Kollegin und Freundin Marcela Polanco unter-

nahm, als sie das Buch von Michael White »Maps of Narrative Practice« (2007; deutscher Titel: »Landkarten der narrativen Therapie«; 2021) ins kolumbianische Spanisch »übersetzte«, konnte ich mein Bedauern etwas lindern.

Ich will eine andere Geschichte erzählen, eine Geschichte, die in einem großen Gegensatz zur vorangegangenen steht: Bei einem gesellschaftlichen Anlass wurde ich kürzlich der Nichte von Freunden vorgestellt, die gerade aus den USA zurückgekehrt war, wo sie die Hamburger University besucht und dort den Bachelorabschluss in »Hamburgerologie« gemacht hatte. Lachen Sie nicht. Es gibt eine Hamburger University, die Abschlüsse in Hamburgerkunde anbietet. Auf ihrer Webseite erfuhr ich, dass die Hamburger University 1961 von der McDonald's Corporation gegründet wurde und ihren Sitz unweit von Chicago in Oak Brook, Illinois, hat. Ihr Zweck ist es, die Beschäftigten des Unternehmens in den verschiedenen Aspekten des Fast-Food-Managements auszubilden. Bis heute haben über 80.000 Absolventen dort den Abschluss gemacht; 7.500 Personen werden jedes Jahr ausgebildet. Die Hamburger University kann in 28 Sprachen lehren und hat viele Niederlassungen auf der ganzen Welt.

Ich war neugierig, wie Sie es vermutlich auch gewesen wären, etwas über das pädagogische Konzept der Hamburger University zu erfahren: Was wird beispielsweise unterrichtet und wie wird benotet? Besagte Nichte erzählte mir Folgendes, was meines Erachtens einer Dissertation entspricht: Sie musste zukünftigen Angestellten beibringen, wie man einen Mac Burger so herstellt, dass ein Mac Burger in Shanghai absolut identisch ist mit einem, der in New York zubereitet wird; ein in Mumbai produzierter Mac Burger muss absolut identisch sein mit einem in Berlin zubereiteten. Und wenn sie im Unterricht ins Stocken gekommen wäre oder ihr Skript nicht Wort für Wort auswendig gekonnt hätte, wäre sie bei der Abschlussprüfung durchgefallen. Mit Freude kann ich berichten, dass sie ihre Ausbildung mit Bravour bestanden hat und jetzt eine McDonald's-Filiale hier in Neuseeland betreibt.

Aus meiner Sicht sind dies zwei Extreme dessen, was ich im weitesten Sinn des Wortes als »Übersetzung« bezeichne: Die eine »Übersetzung« firmiert momentan unter dem Begriff »global«, während die andere mit dem »Lokalen und Partikularen« befasst ist. Das letztere Verständnis des Wortes ist aus der Sicht der narrativen Therapie zu befürworten.

Nun möchte ich Ihnen erzählen, wie die Reise mit Marcela begann. Ich hatte 2007 mit anderen zusammen eine Konferenz in Havanna, Kuba, organisiert, nachdem die Kubanische Gesellschaft für Psychiatrie und Sozialarbeit mich eingeladen hatte, bei ihr die narrative Therapie vorzustellen. Ich stimmte dem Vorhaben erst zu, nachdem wir die folgende Vereinbarung getroffen hatten: Während der ersten drei Tage sollten wechselseitig sowohl die Gastgeber uns zweihundert Besucher

unterrichten als auch wir unsere zweihundert Gastgeber; im Verlauf der verbleibenden zwei Tage würden wir alle an bilingualen Workshops teilnehmen. Es gab also vorsätzlich eine »Epistemologie der Gleichwertigkeit« ... Wir würden uns untereinander austauschen. Die Konferenz hieß »Der Geist der Gemeinschaft in der narrativen Therapie und in kubanischen Sozialprogrammen« und war weniger eine herkömmliche Konferenz als ein Ort, an dem sich zwei Arten von Gemeinschafts- und Heilungspraktiken begegneten. Sowohl vonseiten der Besucher als auch der Gastgeber wurde mir später vielfach gesagt, dass es die beste »Konferenz« gewesen sei, an der sie jemals teilgenommen hätten. Dieses Gefühl hatte ich auch.

Damals war Marcela, die etwa zehn Jahre zuvor mitten in einem fünfzig Jahre währenden Bürgerkrieg aus Kolumbien in die USA eingewandert war, in einem Doktorandenprogramm in Familientherapie an der Nova Southeastern University in Florida eingeschrieben. Sie studierte in diesem Rahmen narrative Therapie natürlich auf Englisch und war als Lehrassistentin selbstverständlich auch wieder in englischer Sprache tätig. Sie freute sich besonders auf die Teilnahme an einem Workshop über narrative Therapie, der von Marta Campillo, Professorin an einer mexikanischen Universität, abgehalten wurde und Marcelas erster Workshop war, den sie in spanischer Sprache, ihrer Muttersprache, besuchte. Nach der Veranstaltung verließ ich zufällig hinter Marcela den Raum und hörte, wie sie der Workshopleiterin ziemlich beschämt erzählte, dass sie kein einziges Wort von der in Spanisch vorgestellten narrativen Therapie verstanden habe und sie sich fühle, als ob sie ihre Muttersprache verraten habe, die von ihrer Mutter, ihrem Vater, ihrer Familie, ihrer Gemeinde, Kultur und ihrem Land an sie weitergegeben worden sei. Sie frage sich, wie das zustande komme, und bemerkte dann, dass ich ganz unabsichtlich Zeuge ihrer Äußerungen geworden war. Sie errötete vor Verlegenheit, doch wir beide taten, als ob nichts geschehen sei, und verlegten das Thema auf neutrales Gebiet.

Doch die Sache ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich hatte keine Ahnung, wie jemand narrative Therapie in einer Zweitsprache verstehen konnte, sie aber für unverständlich hielt, wenn sie in die eigene Muttersprache übersetzt wurde. Obwohl ich mich glücklicherweise durch unkundige Einsprachigkeit auszeichnete, fiel mir meine Offenbarung von damals, als ich 17 war, wieder ein – dass nämlich jede Sprache »ihren eigenen Geist« hat. Dieser Gedanke bereitete mir eine schlaflose Nacht.

Am folgenden Tag ging ich voller Überschwang auf Marcela zu und machte ihr einen vorsichtigen Vorschlag für ein mögliches Dissertationsthema. Ich sagte: »Da Sie ja die narrative Therapie in Englisch, aber nicht in Spanisch kennen, würden Sie in Erwägung ziehen, dass die Englisch sprechende Marcela beobachten könnte, wie die spanischsprachige Marcela sich die narrative The-

rapie aneignet, und diesen Vorgang schriftlich festhalten?« Diese Möglichkeit erregte ihr starkes Interesse, und sie beschloss, meinen Vorschlag umzusetzen, indem sie Michael Whites 2007 erschienenes Buch »Maps of Narrative Practice« (dt. Titel: »Landkarten der narrativen Therapie«) ins Spanische übersetzte. Man hätte annehmen können, dass es für eine zweisprachige Akademikerin mit Abschlüssen von einer kolumbianischen und einer US-amerikanischen Universität ein Leichtes sei, eine solche Dissertation zu schreiben. Weit gefehlt. Die Arbeit geriet zu einer 581 Seiten umfassenden Dissertation, da Marcela, ohne das vorher so beabsichtigt zu haben, letztlich drei eng miteinander verflochtene Übersetzungsversionen schrieb. Als Michael White erfuhr, dass sie die »Maps« übersetzen wollte, als sie 2008 bei ihm in Adelaide studierte, lud er sie zum Essen ein und diskutierte das Vorhaben mit ihr. Marcela erinnert sich, wie sie Michael fragte: »Welche Hoffnungen verbinden Sie mit meiner Übersetzung der »Maps« ins Spanische?« Ihrer Erinnerung nach antwortete er: »Meine einzige Hoffnung ist die, dass der Geist der Therapie erhalten bleibt.« Dann fragte Marcela, ob sie bei ihm die formelle oder die informelle Anrede verwenden solle. Er schaute sie freundlich an und sagte: »Das können nur Sie entscheiden. Ich spreche nicht Spanisch, und ich weiß auch nichts über Ihre Kultur und Politik.« Marcela gestand mir kürzlich, dass diese Aussage sie verlegen gemacht habe. Doch gab sie ihr auch den Mut, ihre Arbeit mit enormem Eifer und 18-stündigen Arbeitstagen fortzusetzen, die, man mag es glauben oder nicht, aus ihrer Sicht zu den besten Zeiten ihres Lebens gehörten. Ihren ersten Übersetzungsversuch schildert sie so:

*Ich fertigte eine domestizierende Übersetzung an, die wörtlich und um Texttreue bemüht war und sich eng an Michaels Originalfassung anlehnen sollte. Ich verzehrte die »Maps« wie einen MacDonalds-Hamburger. Erschrocken realisierte ich, dass ich die »Weißfärbung meiner Identität« betrieb, ohne mich um die Geopolitik des Wissens und um politische Verschiedenheiten zu kümmern. Ich bin Mestizin ... Spanische, afrikanische und indigene Musik und jüdisches Blut fließen in meinen Adern. Sollte ich das mir und meiner Leserschaft gegenüber verleugnen? Hatte ich mich ungewollt selbst kolonisiert?*

Liebe Leserin, lieber Leser, hier möchte ich Ihnen kurz die Übersetzungstheorie und die beiden Grundstrategien des Übersetzens vorstellen: *Domestication* und *Foreignization*.<sup>1</sup> Seit den 1970er Jahren werden diese beiden Strategien in einem

1 Friedrich Schleiermacher (1768–1834), Übersetzer von Platons Werken und Philosoph, hat sich mit Übersetzungsstrategien beschäftigt. *Domestication* begreift Schleiermacher als »Einbürgerung«, *Foreignization* als »Verfremdung« (vgl. Schleiermacher, 1838, S. 201–238).



kulturellen und politischen – wie auch in einem linguistischen – Disput argumentativ eingesetzt. In einer domestizierenden Übersetzung wird die zu übersetzende Sprache getilgt und durch die Sprache ersetzt, in die übersetzt wird; diese Strategie bezeichnet Marcela als »kolonisierende Übersetzung«. In einer verfremdenden Übersetzung wird der Unterschied zur Sprache des Originaltextes bewahrt, und von der Leserschaft wird verlangt, »ins Ausland zu gehen«; diese Strategie nennt Marcela »entkolonisierende Übersetzung«. Lawrence Venuti ist der tonangebende Verfechter der Übersetzung mittels Verfremdung und behauptet, dass Zweck und Aktivität einer domestizierenden Übersetzung ein von ihm als »Gewalt« bezeichnetes Moment implizierten. Er ist der Auffassung, dass die Domestizierung eine »ethnozentrische Reduktion des fremden Textes auf angloamerikanische kulturelle Werte« involviere. Andererseits behauptet er fest, dass man von der Strategie der Verfremdung erwarten könne, »Ethnozentrismus und Rassismus, kulturellem Narzissmus und Imperialismus entgegenzuwirken« (Venuti, 2012, S. 78). Danach fertigte Marcela eine verfremdende Übersetzung der »Maps« an. Ihre zweite Version beschreibt sie folgendermaßen:

*Politik und Ethik der narrativen Therapie waren mir so vertraut, dass meine erste Begegnung mit den »Maps« mein Innerstes berührte. Also beschloss ich, das Essenzielle ihrer Praxis zu erhalten, mich dadurch aber nicht kolonisieren zu lassen. Ich übersetzte die »Maps« noch einmal mit Bezug auf mein Land, auf meine Kultur und meine Sprache. Dies gelang mir, indem ich mich der Literatur und den Geschichten von Kolumbien und Lateinamerika und ihrer sozialen und politischen Geschichte zuwandte. Eine Zeit lang legte ich das Wissen über die narrative Therapie auf Eis, um später darauf zurückzukommen. Ich suchte nach lateinamerikanischen Wissensarten, die Ähnlichkeit hatten mit den Quellen, die Michael und David aufgespürt hatten, und fand sie ohne größere Schwierigkeiten.*

*Meine dritte Übersetzung entsprach dem, was Clive Scott als »Übersetzung der Mitautorenschaft« bezeichnet und ich »Fair Trade« nennen möchte. Ich habe eine utopische Vorstellung davon, wie narrative Therapie in Lateinamerika funktioniert, wo sich die im Spanischen und im Englischen impliziten Wissensarten und Historien auf der Grenze zwischen beiden Sprachen begegnen und von beiden verstanden wird, dass sie legitime Beiträge liefern können: wo es also eine »Epistemologie der Gleichwertigkeit« gibt. Hier findet eine ausgewogene Begegnung statt, bei der die Autorität beider Versionen hinterfragt wird und etwas Neues entstehen kann, obgleich es eine Vertrautheit mit beiden gibt.*

Wie will Marcela damit umgehen? Dazu mehr am Ende meines Briefes. Zuerst aber möchte ich Travis Heath, einen Kollegen in Denver, Colorado, zu Wort

kommen lassen, wie er von unserem Treffen im Jahr 2015 berichtet. Durch meine sogenannten Reisen mit Marcela und diese Tagung mit Travis erwachte in mir der Wunsch, heute diesen Brief an Sie zu schreiben. Auf Konferenzen in Adelaide und Vancouver hatte es viel Aufregung wegen dieses etwa dreißigjährigen, kräftigen, charismatischen braunhäutigen Typen mit Dreadlocks gegeben, der mit seinen Präsentationen die Besucher begeisterte. Als ich erfuhr, dass ich ihn auf der Konferenz 2015 in Vancouver erleben könnte, ergriff ich begeistert die Gelegenheit, die Tagung zu besuchen. Travis berichtete von »Ray«, einem 24 Jahre alten afroamerikanischen Mann, der wegen eines Gewaltverbrechens unter Bewährung stand. Ray habe ihm erzählt, so Travis: »Es gibt sehr viele Menschen auf der Welt, die keine Stimme haben. Und mit Stimme meine ich, Sie wissen schon, wir alle haben einen Stimmapparat, aber wenn ich von Stimme rede, dann meine ich eine Stimme, die andere hören, der andere zuhören. Mein ganzes Leben lang hatte ich nie wirklich eine solche Stimme, weil ich arm und schwarz bin ... außer wenn ich rappe. Das trifft, weißt du, auch auf all die Typen in meinem Viertel zu. Der Rap ist unsere Stimme.«

Genau das erzählte Travis einem jüngeren Publikum bei einem Workshop, den er, Marcela und ich in seiner Heimatstadt Denver abhielten:

*In dem Augenblick schaute ich nach rechts und sah in die Augen meines Kollegen und Koreferenten, Paulo Arroyo. Es schien, als ob er gerade ein UFO, ein unbekanntes Flugobjekt, gesehen hätte. Er neigte seinen Kopf nach links und bedeutete mir, meinen Blick in diese Richtung zu lenken. Als ich in die zweite Reihe schaute, erblickte ich David Epston, der es sich gerade auf seinem Stuhl bequem machte. Ich reagierte, wie alle erfahrenen Referenten reagiert hätten ... Oh, Scheiße!*

*Während es in meiner Präsentation um Paulos und meine Arbeit mit jungen Afroamerikanern und Latinos in Bewährungszeit gehen sollte, in der Hip-Hop und Rap eine Schlüsselfunktion einnimmt, war in der ersten halben Stunde eine Einführung in die Geschichte der narrativen Therapie für diejenigen geplant, die mit diesem Ansatz vielleicht noch nicht vertraut sind. Ich stellte im Kopf schnell eine Berechnung an und beschloss, dass ich die Arbeit von David Epston und/oder Michael White mindestens achtmal direkt zitieren wollte. Wenn man die Entstehungsgeschichte eines therapeutischen Ansatzes präsentiert, sitzt der Mitbegründer dieses Ansatzes nur selten in der zweiten Reihe!! Ach herrje! Die Geschehnisse nahmen ihren Lauf, ich biss die Zähne zusammen, stellte beide Füße fest auf den Boden und stürzte mich in den tiefen Abgrund. In den ersten zehn Minuten der Präsentation riskierte ich einen Blick ... oder auch zehn auf David und versuchte abzuschätzen, was er wohl dachte. Ich sah, wie er nickte und*

*lächelte. Das reichte mir aus. Zumindest hatte ich mich nicht lächerlich gemacht, oder wenn ich mich blamiert hatte, ließ er das niemanden wissen. Paulo und ich zogen die Präsentation bis zum Ende durch. Ich atmete tief durch mit einem Gefühl der Erleichterung aufgrund der Tatsache, dass es vorbei war. Schnell lief ich zum Ausgang.*

*Später an diesem Abend waren alle Referentinnen und Referenten zu einem gemeinsamen Abendessen eingeladen. Als ich gerade herumstand und mit Paulo redete, kam David auf uns zu. Oh je! Der Moment der Wahrheit. Ich überlegte, wie ich mich elegant aus der Affäre ziehen könnte, war aber von allen Seiten von Menschen umgeben. Alle Fluchtversuche würden sich als plump und wahrscheinlich sinnlos herausstellen.*

*»Ich habe mit großer Freude etwas über Ihre Arbeit erfahren«, sagte David. »Wirklich gut gelungen. Dürfte ich Ihnen eine Frage stellen?« Ich nickte zustimmend. »Warum stellen Sie australische und neuseeländische Fragen?« Ich war etwas verwirrt, meine Miene bat um eine genauere Erklärung. »Wie wäre es, wenn Hip-Hop die Fragen stellen dürfte?«, fragte David. In dem Augenblick dämmerte mir, was er meinte. Hier war der Mann, der dieses Ding namens narrative Therapie mitentwickelt hat, und er lud mich ein, die Dinge nicht so zu tun, wie er sie getan hatte, sondern so, wie sie am besten zu Paulos und meiner Arbeit passten. Ich war noch ein bisschen verblüfft von dieser Frage, als David nachfasste: »Wollen Sie meine Zustimmung, dass Sie rappen dürfen?« Ich schaute Paulo an, und wir nickten unisono bestätigend. »Also, Sie haben meine Zustimmung«, sagte er mit einem herzlichen Lächeln. An dieses Lächeln werde ich mich bis an mein Lebensende erinnern.«*

Warum hatte Travis seine eigene Kultur und Sprache getilgt und sie ersetzt durch eine Version, die man in Adelaide und Auckland erwarten könnte? War narrative Therapie gegen ihren Willen und unwissentlich zu einem Kolonisator Anderer geworden? Vielleicht war sie das trotz bester Absichten. Dazu möchte ich Ihnen erzählen, wie Marcela und ich uns zunächst einmal an die Verfremdung von Michael Whites »Maps« machten, um dann das Fundament für »Fair Trade« zu legen. Wir hatten eine fantasievolle Idee, die uns dabei half. Ich nehme an, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, aber diese Idee diente unseren Zwecken einfach wunderbar. Wir stellten uns etwas Fiktives, Kontrafaktisches vor. Wie Sie wissen, entstand die narrative Therapie in Australien und Neuseeland, innerhalb der angloamerikanischen Kultur. Wir machten uns zusammen auf eine »Reise« in die lateinamerikanische Literatur, Politik und Kultur, indem wir uns vorstellten, die narrative Therapie wäre eigentlich in Lateinamerika entstanden. Und wenn dem so wäre, so fragten wir uns, wo wären ihre latein-

amerikanischen Quellen? Dann brachen wir auf wie Forschende und drangen flussaufwärts gegen den Strom vielleicht hunderte von Meilen ins Land hinein, bis wir ihre Quelle beziehungsweise Quellen fanden. Wir »spürten« jeder Facette der narrativen Therapie »nach«, die einem von uns oder beiden charakteristisch erschien, um eine lateinamerikanische Quelle zu finden. Und wie Marcela bemerkte, war dieses Unternehmen weitaus einfacher, als wir beide erwartet hatten. Ich wurde dazu motiviert, meine neuseeländisch geprägte narrative Therapie zu überdenken, und Marcela musste ihre US-amerikanisch geprägte narrative Therapie überdenken. In gewisser Weise hatten wir am Schluss mehr narrative Therapien, als wir bis dahin anwenden konnten. Aber seien Sie versichert, dass es wunderbar ist, verschiedene Spielarten von etwas, das man zu schätzen gelernt hat, und die Kreativität, die an dieser Stelle ins Spiel kommt, zu genießen.

Ich möchte denjenigen unter Ihnen, die sich wie Marcela dem angloamerikanischen Englisch und der US-amerikanischen Kultur nicht besonders verbunden fühlen, einige der Dinge ins Gedächtnis rufen, denen sich die narrative Therapie von Anfang an verpflichtet gefühlt hat. Zuoberst die Tatsache, dass sie nie nach einem professionellen Monopol über Wissen getrachtet und auch nicht nach einer globalen oder universalen »Wahrheit« gestrebt hat, die sie als ihr eigen beanspruchen könnte; ich möchte eigentlich behaupten, dass das Gegenteil der Fall ist. Sie hat sich ihre Demut bewahrt und ihre Kräfte auf das konzentriert, was Michel Foucault als »Wissensertrag« oder »Wissenserträge« bezeichnet hat. Die narrative Therapie würdigt »lokale« Wissensarten, und im Grunde ist sie eine der Praktiken, auf die ich besonders stolz bin und die vielleicht die größte Fertigkeit verlangt: jene, die das Wissen des anderen Menschen hervorhebt, anstatt das Fachwissen in den Mittelpunkt zu rücken. In der narrativen Therapie wird das berücksichtigt, was als »Insiderwissen« bezeichnet wird und das Äquivalent zum »äußeren oder professionellen Wissen« darstellt. Michael und ich setzten da an, wo Foucault aufhörte, als er sich auf »den Aufstand unterworfenen Wissensarten« berief. Er schrieb: »Wenn ich von unterworfenen Wissensarten spreche, beziehe ich mich auf eine ganze Reihe von Wissensarten, die als nichtkonzeptionelle Wissensarten, als unzulänglich elaborierte Wissensarten, naive Wissensarten, hierarchisch untergeordnete Wissensarten disqualifiziert sind, die unter dem erforderlichen Niveau der Gelehrsamkeit von Wissenschaftlichkeit liegen [...] und dank des Wiedererscheinens dieser Wissensarten von unten [...] entsteht ein Wissen, das lokal, regional, differenziert, der Einträchtigkeit abhold ist und seine Macht lediglich aus der Tatsache ableitet, dass es sich von dem ihn umgebenden Wissen unterscheidet. Durch das Wiedererscheinen dessen, was Menschen auf einer lokalen Ebene

wissen, also dieser disqualifizierten Wissensarten, wird Kritik möglich« (Foucault, 1980, S. 78).

2011 schrieb ich in meiner Einleitung zu Michael Whites posthum erschienenem Buch »Narrative Practice: Continuing the Conversation«:

*»Michael, ich weiche hier vom Thema ab, aber ich möchte dir sagen, dass ich mich inzwischen für Bilingualität und für die Politik der Übersetzung interessiere. Ich weiß noch, dass wir immer, wenn es um Übersetzungen unserer Bücher in andere Sprachen ging, zuerst über ein solches Wunder staunten, dann uns aber eher nüchtern über den Export von Wissen besorgt zeigten. Würde sich die narrative Therapie wie alle anderen Weltmarken entwickeln? Oder ist es möglich, die Praxis der narrativen Therapie zu »akkulturieren« und der Kultur, Politik und den materiellen Verhältnissen ihrer Rezipienten anzupassen? Wenn ja, würden diese »Grenzüberschreitungen« zu Mutationen, wenn nicht gar zur Transmogrifikation führen? Eine Transmogrifikation bedeutet übrigens, dass etwas auf magische und wunderbare Weise umgewandelt wird. Und könnte das eine jener Möglichkeiten sein, mit denen sich die narrative Therapie kontinuierlich selbst erneuern kann?«*

Davon bin ich nach wie vor überzeugt, wenn ich Marcela Polanco in Südamerika über die Schulter schaue – und neuerdings auch beobachte, wie Sumie Ishikawa (2018) in Japan die narrative Therapie »japanisiert«. An irgendeinem Punkt bleibt Ihnen vielleicht gar nichts anderes übrig, als sich so weit zu entfernen, wie Sie müssen; kommen Sie aber bitte so weit zurück, wie es Ihnen möglich ist, und dort werden wir uns treffen ... Jenes Dort, von dem Marcela sagt, es ist der Grenzbereich, wo keine Sprache oder Kultur über die andere herrscht. Genau zwischen den Sprachen wohnt das Spiel der Kreativität. Genau da ereignet sich die »interkulturelle Intervention«, wie David Denborough das genannt hat. Marcela und ich glauben, dass solche Begegnungen des »Fair Trade« in jenen Grenzgebieten zu den Möglichkeiten gehören, sich neue Entwürfe der narrativen Therapie vorstellen zu können. Mit einer solchen »Imagination« würden wir auf jeden Fall die narrative Therapie neu erfinden, um sie dann mit »nach Hause« in die eigene Kultur und Sprache zu bringen, während ich sie auf Englisch nach Aotearoa<sup>2</sup> und Australien »heimführe«.

Viele Grüße  
David Epston

2 Name der Maori für Neuseeland.

## Literatur

- Bachelard, G. (1960). *Poetik des Raumes*. München: Carl Hanser.
- Cioran, E. M. (2019). *Der zersplitterte Fluch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1980). Two lectures. In C. Gordon (Ed.), *Power/knowledge: Selected interviews and other writings 1972–1977 by Michel Foucault (78–108)*. New York: Pantheon Books.
- Ishikawa, S. A. (2018). Fair Trade. Translation of David Epston in Tokyo. *Journal of Narrative Family Therapy*, 3, 46–61.
- Schleiermacher, F. (1838). *Sämtliche Werke Bd. 2*. Berlin: G. Reimer.
- Venuti, L. (2012). *Translation studies reader (3<sup>rd</sup> ed.)*. London: Routledge.
- White, M. (2007). *Maps of narrative practice*. New York: Norton.
- White, M. (2011). *Narrative practice. Continuing the conversations*. New York: Norton.
- White, M. (2021). *Landkarten der narrativen Therapie (2. Aufl.)*. Heidelberg: Carl-Auer.



# TEIL 1 Zugänge zu narrativen Landschaften

---



# Die Bedeutung nomadischer Theorie für die Entwicklung neuer Praxisformen narrativer Therapie – ein Dialog

JAN OLTHOF und PETER JAKOB

---

## Anstatt einer Einleitung: Von »unerlaubt« zu legitim – Inspiration zum Andersdenken in nomadischer Philosophie

Lieber Jan,

seit Langem begleitet mich ein »Impostor-Syndrom«. Wie ein Schatten verfolgt mich der nagende Zweifel daran, ob mein Denken und meine Praxis »richtige« Psychologie, »richtige« Psychotherapie darstellen. In meinem frühen Berufsleben Anfang der 1980er Jahre vermied ich es, Kolleginnen im Team von allen Aspekten meiner Arbeit zu berichten, obwohl es den Klientinnen oft rasch besser ging. So blieben beispielsweise meine Experimente mit zunächst lösungsorientierter Therapie und später mit Whites und Epstons narrativer Therapie »Geheimsache«. Therapeutische Selbstwirksamkeit war eine private Erfahrung; die Art und Weise, wie ich dazu gekommen bin, eher ein Grund für verschämtes Verschweigen meiner wirklichen Praxis. Später, gerade als lösungsorientiertes Arbeiten salonfähig wurde, aber ich nicht mehr streng lösungsorientiert arbeitete, machte sich die innere Unruhe wieder bemerkbar. Ich spüre sie auch heute noch manchmal; aus irgendeinem Grund gelingt es mir nie, mich nur innerhalb eines geschlossenen Gedankengebäudes zu bewegen. Ich kann kein ausschließlich narrativ oder lösungsorientiert konzeptgebundener Therapeut bleiben; es gibt »da draußen«, außerhalb des geschlossenen Theoriegefüges, zu viele aufregende Ideen, außerhalb des geschlossenen methodischen Systems eines Therapieansatzes zu viele Zugänge, die zur existenziellen Erfahrung meiner Klienten passen, welche meine Möglichkeiten, ihnen in dieser Erfahrung zu begegnen, stärken, als dass ich nur einem Konzept treu bleiben könnte. Es scheinen sich an dieser Stelle Begriffe wie »Eklektizismus« oder »therapeutische Integration« anzubieten, doch die Metaphern, auf denen diese Begriffe beruhen, geben nicht mein Erleben wieder, wenn ich vom Pfad der Ansatztreue abweiche; sie sprechen von etwas Statischem, Reifiziertem, auch willkürlich Zusammengeführten, in irgendeiner Weise seiner Originalität Beraubtem.

Du hast ein Bild des nomadisierenden Therapeuten entwickelt und in die narrative Therapie eingeführt (Olthof, 2017), in dem ich mich wiedererkennen kann. Deleuzes (Deleuze u. Guattari, 1987) Metapher des Rhizoms (siehe unten) eröffnet den Blick auf eine Fortentwicklung des Denkens, die keineswegs willkürlich ist, in der sich Präzision, Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Umsichtigkeit finden – und die gleichzeitig den normativen, binären Gegensatz zwischen »richtiger« und »falscher« Theorie, »richtiger« und »falscher« Methodik, »richtigem« und »falschem« Sein und Handeln überwindet. Sie schafft Raum dafür, dass Impulse empfunden werden dürfen und ihren Ausdruck finden können, dass Assoziationen, auch »verrückte« Ideen oder sogar bisher als »unangemessen« oder symptomatisch betrachtete Emotionen, Gedanken und Identitäten zum legitimen Betrachtungsgegenstand für Klienten und Therapeutinnen werden. Braidottis (2011) nomadische Theorie als Philosophie des Werdens fragt schließlich danach, wie Menschen mit ihren verkörperten Subjektivitäten in der Wanderung zwischen Identitäten, in einer Welt sich ständig rasch wandelnder Kontexte, »Empowerment« erlangen. Mit diesen zwei Konzepten – dem rhizomischen und dem nomadischen – erlebe ich befreiend die Legitimierung meines therapeutischen Unordentlichseins und eine erneute Herannahme in die ethische Verantwortung für ein therapeutisches Sein und Handeln, das hierarchische, normativ-einengende Prinzipien infrage stellt und zu überwinden sucht.

Solche Überlegungen sind unmittelbar praxisrelevant, so z. B. »in der zunehmenden Anerkennung vieler Formen von ›Gender‹, die den traditionellen Gegensatz des heterosexuell männlich/weiblichen überwindet und zur Befreiung von Menschen beiträgt, die sich nicht in traditioneller Geschlechtsidentität repräsentiert fühlen. Die Relevanz [...] wird deutlich, wenn man sich die Suizidgefährdung von ›transgender‹ und ›non-binary‹ Jugendlichen vor Augen führt: [...] 50,8 % befragter weiblich zu männlich transferierender Jugendlicher sowie 41,8 % der Jugendlichen, dies sich weder völlig männlich noch völlig weiblich identifizierten, [hatten] bereits mindestens einmal Suizid versucht (Toomey et al., 2018). Risikofaktoren waren Ablehnung durch Familienangehörige sowie Mobbing durch Gleichaltrige. Im Zuge neuer gesellschaftlicher Diskurse entfernen sich diese Jugendlichen zunehmend von einer binären Sichtweise, während aber ihr soziales Umfeld diese Denkverschiebung oft noch nicht nachvollzieht« (Jakob, 2021).